

Gottlieb Stalder : "Ohne Harmonie gibt es kein Bild"

Autor(en): **Schaufelberger, Peter E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **81 (1991)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947319>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gottlieb Stalder: «Ohne Harmonie gibt es kein Bild»

Peter E. Schaufelberger

Nein: zu den bekannten Ostschweizer Künstlern gehört der heute 62jährige Gottlieb Stalder nicht. Man kennt ihn in der Region Rorschach-Arbon, zu der auch Goldach gehört, das Dorf, in dem er seit mehr als einem Vierteljahrhundert lebt; dem einen und andern mag sein Name auch von den Jahresausstellungen der GSMBA-Sektion Ostschweiz her in Erinnerung sein, an denen Stalder während fast dreissig Jahren regelmässig teilgenommen hat. Sonst aber hat er wenig von sich reden – oder in diesem Fall: sehen – gemacht. Die Zahl seiner Einzelausstellungen lässt sich über die ganze Zeit seines Schaffens hinweg an einer Hand abzählen, jene der Gruppenausstellungen, an denen er teilgenommen hat, desgleichen, sieht man einmal von den GSMBA-Veranstaltungen ab. Auch mit öffentlichen Aufträgen ist er nicht verwöhnt worden: im katholischen Pfarreiheim Goldach hat er 1969 eine erste Arbeit ausführen können, 1973/74 gewann er einen Wettbewerb für das neue Altersheim seiner Wohngemeinde, zu dem er mit sechs anderen Künstlern eingeladen war, und konnte seinen prämierten Entwurf für eine Decken- und Wandmalerei auch ausführen. Und wenn wir die herausragenden Ereignisse in diesem Künstlerdasein vollzählig aufführen wollen, bleibt nur zweierlei noch zu vermerken: 1971 ein Ankauf der Schweizerischen Eidgenossenschaft, 1989 die Zuerkennung des Anerkennungspreises der Walter-und-Friedel-Zingg-Stiftung, Rorschach.

Nein: zu den bekannten Künstlern der Ostschweiz gehört Gottlieb Stalder nicht und noch weniger zu den erfolgreichen. Das mag zum Teil daran liegen, dass seine Kunst nichts Spektakuläres an sich hat, sich stilistisch nirgends richtig einordnen lässt; abseits aller Trends, Ismen und Moden ist sie langsam gewachsen. Die Bildspra-

che zwar hat sich im Laufe der Zeit gewandelt, doch auch dies nicht sprunghaft oder mit abrupten Brüchen, sondern in einer Kontinuität, die erst über längere Zeiträume hinweg die Veränderung offenkundig werden lässt.

Doch Gottlieb Stalder hat den Erfolg nie gesucht. Das Antichambrieren von Galerie zu Galerie lag und liegt ihm so wenig wie das aufdringliche Werben mit Hochglanzdokumentationen; um Stipendien hat er sich kein einziges Mal beworben. Gescheut hat er auch die Umtriebe, die mit jeder Ausstellung verbunden sind – vom Rahmen der Bilder über die Gestaltung von Einladungskarten und Plakaten bis hin zum Transport der Werke und zum Einrichten. «Mich hat dafür einfach die Zeit gereut», meint er im Rückblick, «sie hätte mir ja fürs Zeichnen und Malen gefehlt, und das ist mir wichtiger gewesen.»

Keine freie Künstlerexistenz

Diese letzte Bemerkung führt hin zur Biographie Gottlieb Stalders, die ihrerseits sein künstlerisches Schaffen entscheidend beeinflusst hat. «Wir haben damals nicht einmal gewusst, dass es Kunst gibt», erzählt er von seiner Jugend im aargauischen Dottikon, wo er 1928 geboren wurde und auch die Primar- und Bezirksschule besucht hat. «Vielleicht ist uns einmal die Reproduktion eines Anker-Bildes in die Hände gefallen, und natürlich haben wir die Bildwerke in der Kirche gesehen. Aber die hatten für uns nichts mit Kunst zu tun, sondern gehörten einfach zum Kirchenbau.» Erst später, in der Typographen-Lehre im Nachbardorf Hägglingen, begegnete er erstmals einer besonderen Form der Kunst. Sein Lehrmeister war ein bekannter Kalligraph, in vielen Schriftformen bewandert, und der Lehrling liess

Gottlieb Stalder



«Jungholz», Acryl, 90 × 90 cm, 1980.

sich für dieses Lieblingsfach seines Chefs begeistern. Noch heute bewahrt Gottlieb Stalder Arbeiten auf, die damals entstanden sind: kunstvoll geschriebene Sinnsprüche, Bibeltexte, Liedstrophen und Aphorismen, manchmal in durchgehend gleicher Schrift, oft auch mit reich verzierten Initialen. Und die Liebe zu Kalligraphie und aphoristischem Text wirkt gelegentlich noch in neueren Bildern nach, in Aquarellen zumal, in denen Wort, Schrift und freie Malerei sich ergänzen.

Diese intensive Beschäftigung mit dem Schreiben führte Gottlieb Stalder wohl auch dazu, sich zum graphischen Gestalter weiterzubilden. Er besuchte Abendkurse an der Kunstgewerbeschule in Zürich; später, in Einsiedeln, wohin er 1950 übersiedelt war, nahm er Zeichenunterricht bei einem Pater der Klosterschule. Eigentliche Wanderjahre schlossen sich an; Immensee, Zug, Wohlen und Wollhusen hiessen u. a. die nächsten Stationen des jungen Berufsmannes, bevor er mit seiner Familie 1959 nach Mörschwil zog und 1964 nach Goldach in die AVD-Fachpresse wechselte. Bis zu seiner gesundheitlich bedingten vorzeitigen Pensionierung im Jahre 1990 wirkte er hier als Gestalter von Zeitschriften, Werbetrucksachen und Messständen. Als verantwortlicher Grafiker prägte er das visuelle Erscheinungsbild dieses Verlags. Für sein freies künstlerisches Schaffen blieben ihm nur die Wochenenden und letztlich nur die Samstage; die Sonntage dagegen wie auch die Ferien gehörten seiner Familie, seiner Frau, mit der er sich 1950 verheiratet hatte, und den sieben Kindern.

Doch zurück zu den Wanderjahren in der Innerschweiz. Auch in dieser Zeit bildete er sich weiter, diesmal an der Kunstgewerbeschule Luzern, wo er sich bei Alfred Sidler vor allem dem Aquarellieren zuwandte. «Und da hat's mich denn auch gepackt», stellt Gottlieb Stalder rückblickend fest: Zahllose Aquarelle seien in dieser Zeit entstanden, «ganze Zainen voll», Landschaften vor allem und Naturstudien, daneben auch Figürliches. Erhalten geblieben ist davon freilich nur wenig; eine Anzahl Mörschwiler Impressionen, mit Bleistift in nervig-sicherem Strich festgehalten, exakt und doch fern jeder bloss abgezeichneten Genauigkeit, gehören wohl noch zu dieser frühen Schaffensphase. Die meisten übrigen Arbeiten dagegen hat Stalder – «ebenfalls zainenweise» – vernichtet, wie er Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre das gegenständlich-figürliche Gestalten verliess und sich der Abstraktion zuwandte.

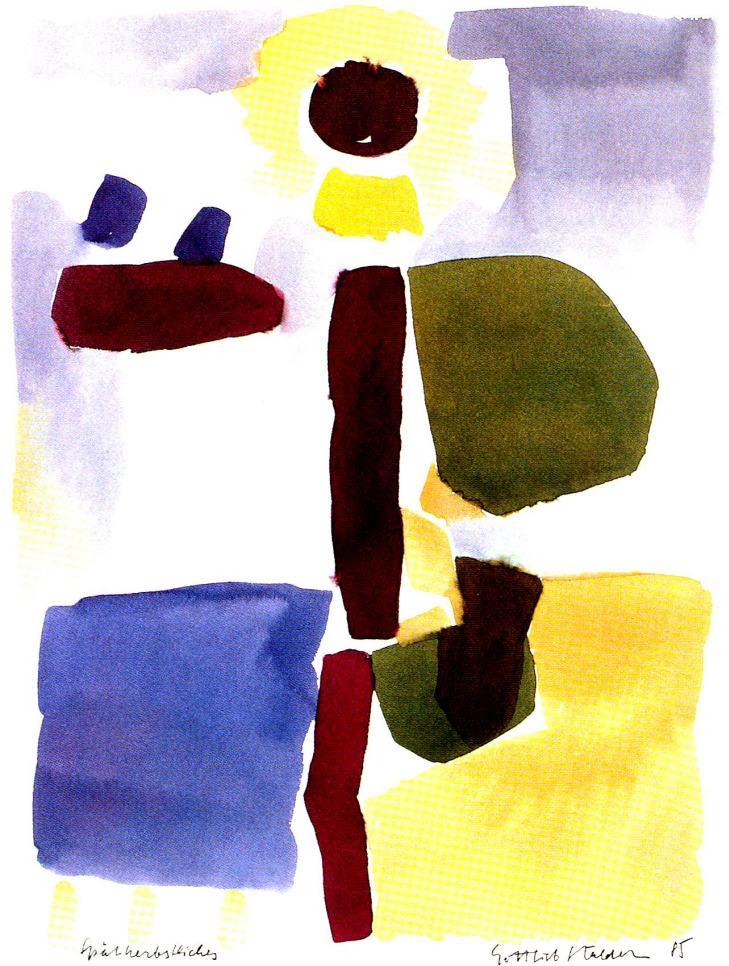
«Morgen – Toscana», Aquarell, 36 × 27 cm, 1987.



Gottlieb Stalder 1987



«Musik zum Tee», Aquarell, 29 × 41 cm, 1986.



«Spätherbstliches», Aquarell, 29 × 39 cm, 1985.

Assoziatives Erfassen von Eindrücken

Geblichen aber ist seine Liebe zum Aquarell, obwohl er bald auch zu grösseren Formaten in Öl, später in Acryl überging und zwischendurch immer wieder grafische Blätter schuf. Und geblieben ist der Ausgangspunkt seines gesamten Schaffens: Naturformen und -erscheinungen, Eindrücke, die sich auf Reisen und Wanderungen in ihm festgesetzt haben, Beobachtungen, die ihn beschäftigen und schliesslich nach bildnerischer Gestaltung verlangen. Nur ist es nun nicht mehr zeichnerisches oder malerisches Nachbilden äusserer Realität; Gottlieb Stalder versucht vielmehr, Situationen zu charakterisieren, Licht, Stimmung, Bewegung, Farbe umzusetzen in eine Bildsprache, die formal zwar noch Landschaft, Stadt, Bäume, Pflanzen, Menschen oder Tiere assoziativ anklingen lässt, doch alles Abbildhafte abgestreift hat.

Dieser Ausgangspunkt und das assoziative Erfassen von Eindrücken lassen sich bis in Stalder's Sprachgebrauch erkennen. Ein Bild aus den früheren achtziger Jahren bezeichnet er als «spanisches Motiv» und beginnt gleich, von den stumpfbraunen und olivgrünen Farben zu erzählen, welche die Landschaft «dort unten» prägten, von der flächigen Wirkung dieser Farbtöne in einem Licht, das anders ist als hierzulande, schimmernder, gleissender, selbst bei Dunst und Nebel leuchtender. Vor einigen Aquarellen spricht er von «venezianischen Impressionen» oder «Motiven»; es sind Umsetzungen des Wellenkräusels auf dem Wasser der Kanäle in rasche, bewegte Pinselstriche, die in ihrer unregelmässigen Verteilung auch die ständig wechselnden Lichtspiele einfangen, gespiegelte Köpfe von Passanten aussparen. Ein «toskanisches Motiv» evoziert ungehemmte Fruchtbarkeit in wuchernder Pinselschrift und in Farben, die

Erde, Wachstum, Blüte und Frucht beschwören. «Motive» aber sind es, nicht einfach Bilder, die aus unregelmässigen, vorab auf den Arbeiten in Acryl meist scharf gegeneinander abgesetzten Flächen komponiert sind, und die Titel, die Gottlieb Stalder ihnen gibt, weisen unmissverständlich auf die Erlebnisse, Ereignisse und Erfahrungen zurück, aus denen sie entstanden sind. Oder besser: auf eine Summe von Eindrücken, die sich in der Erinnerung und im unterbewussten Verarbeiten ineinander verwoben haben und sich nun, im Verlauf der Bildwerdung, verdichten zu dominanten Grundstimmungen, denen anderes, weniger Dominantes sich unterordnet, wenn es nicht ganz entfällt.

«Waldeslust», Aquarell, 46 × 34 cm, 1984.





«Aufbruch», Acryl, 60 × 90 cm, 1977.

Reisen ohne Skizzen

Hier liegt wohl auch einer der Gründe, weshalb Gottlieb Stalder von seinen Reisen und Wanderungen keinerlei Skizzen nach Hause bringt. An Ort und Stelle skizzieren hiesse ja gerade, das Besondere, vielleicht Einmalige eines Augenblicks oder doch einer kurzen Zeitspanne festhalten, eine bestimmte Situation einfangen, hiesse vereinzeln und aus dem Gesamten herauslösen. Es bedeutete, dass der Künstler auch später, bei der Verarbeitung des Erlebten, immer wieder auf dieses Einzelne fixiert würde, fast so, als ob er beim Zurückrufen der Bilder vor seinem innern Auge eines oder mehrere aus vielen sich ähnelnden anhielte und ihm damit eine Gültigkeit zuerkennen würde, die es über die andern Bilder und Eindrücke erhöhe. Als ob er diesem einen bestimmten Augenblick (oder auch mehreren) absoluten Wert zugestünde, nicht nur jenen relativen, der eingebettet ist in eine Vielzahl anderer.

Ein anderer, banalerer Grund mag sein, dass Stalder nicht das Abbild sucht, nicht eine mehr oder minder realistische Wiedergabe, sondern eben die Verdichtung von Eindrücken und Stimmungen. Blüten- und Knospenformen, Andeutungen von Gesichtern oder Profilen, das Erleben städtischer Häuserschluchten: im formalen Aufbau der Bilder sind solche Ausgangspunkte gelegentlich noch erkennbar, doch es sind nicht mehr konkrete Blüten und Knospen, nicht mehr individuelle Gesichter oder reale Stadtsituationen. Sie sind vielmehr ins Abstrakte gewendet, in eine Farb- und Formensprache, die mit dem, was sich in Skizzen festhalten liesse, nur noch eine allgemein innere Stimmigkeit gemein hat.

War bisher von Naturformen und -erscheinungen, von Reiseeindrücken und -beobachtungen als wesentlichen motivischen Faktoren die Rede, so müsste in diesem Zusammenhang doch auch die tägliche Brotarbeit erwähnt werden. Etliche Titelblätter etwa für die inzwischen eingestellte Ostschweizer Baumappte stehen in der künstlerischen, oft streng konstruktiven Umsetzung thematischer Schwerpunkte durchaus gleichwertig neben dem freien Schaffen Gottlieb Stalders, sind wohl Gebrauchsgrafik, doch als solche von eigenem Rang. Und immer wieder löste die Beschäftigung mit Themen, welche dem Künstler bei der Gestaltung von Titelseiten für technische Zeitschriften vorgegeben waren, ein über die unmittelbar gestellte Aufgabe hinausgehendes Weiterverfolgen aus, das sich etwa in einer Folge kleinformatiger Blätter in Schwarz und Grautönen niederschlug. Volumenbildende Verkleidungen der Maschinen, collageartig eingefügte Teile gedruckter Fotos und die nervige Bewegung von Gelenken,



«Reflexionen III»
(Strukturen)
Tusche mit Rohrfeder,
50 × 70 cm, 1980.

Hebeln, Stösseln, Rädern und Speichen, in ebenso nervigen Strichen eingefangen, fügten sich darin zu Sinnbildern der Technik, liessen andeutungsweise auch deren Bedrohlichkeit erkennen. Nebenprodukte einer Brotarbeit, die Stalder schon mit Rücksicht auf seine grosse Familie nie aufgegeben, oft allerdings auch als Belastung empfunden hat. Und doch mehr als nur Nebenprodukte, wenngleich diese und ähnliche Arbeiten keine zentrale Stellung einnehmen.

Nahe der Musik

Solche Bedeutung käme eher der Musik zu. Gottlieb Stalder hat zwar nie ein Instrument gespielt, sondern «nur» während längerer Zeit in verschiedenen Kirchenchören mitgesungen. Und seine Bilder haben nicht das Geringste zu tun mit malerischen Umsetzungen von Musik, wie sie etwa der in Bern lebende, in der Ostschweiz kaum bekannte Rheintaler Jakob Weder geschaffen hat, indem er beispielsweise Teile von Bachs h-Moll-Messe in abgestufte Farbwerte und rhythmisch exakt zueinander stehende kleine Farbflächen übertragen hat. Und nur selten einmal spielt die Musik bei Stalder eine Rolle als Inspirationsquelle, als Anstoss zu freier malerischer Gestaltung musikalischer Eindrücke. Doch vor manchen Werken dieses Künstlers stellen sich unwillkürlich musikalische Assoziationen ein – Begriffe wie Klangharmonie, hier übertragen auf ein konstantes, wenngleich vor allem in Acrylbildern oft bis in die Nähe der Dissonanz geschärftes Zusammenspiel von Farbklingen. Oder Rhythmus, der sich aus dem Wechsel von Farbflächen und -werten ergibt, aus Korrespondenz und Gegenspiel grosser und kleiner Flächen auch. Da entstehen wie in der

Musik Spannungen im einzelnen, die sich im ganzen wieder auflösen, Kontraste, die für sich allein gelegentlich schmerzhaft wirken können, durch das Eingebettetsein in eine grössere Gesamtheit jedoch wieder aufgehoben werden.

Dieses Streben nach Harmonie – «ohne sie gibt es kein Bild» –, nach dem Auflösen von Spannungen und dem Aufheben von Kontrasten führt dazu, dass es in Stalders Schaffen keine lauten oder heftigen Arbeiten gibt; noch dort, wo er vollgriffige, farbsatte Akkorde benützt, ist das Forte weich instrumentiert, um nochmals in musikalischen Begriffen zu reden, zieht er kammermusikalische Durchsichtigkeit dem vollen Orchesterklang mit Pauken und Trompeten vor. Und vielleicht liesse sich dieser Vergleich noch etwas weiter spinnen. Wie es Komponisten gibt, die in der Kammermusik ihr eigentliches Schaffensgebiet finden, während sie sich mit den grossen Formen schwertun, so scheint mir auch Gottlieb Stalder im Aquarell jenes Ausdrucksmittel gefunden zu haben, das ihm als Mensch und Künstler am meisten entspricht. Da sind selbst kräftige Farben leicht und leicht, durchsichtig eben oder, genauer, durchschimmernd. Und das Improvisierte, Spontane, das mit dieser Technik untrennbar verbunden ist, lässt langes Reflektieren und Überarbeiten gar nicht zu – ein Aquarell sitzt oder missrät, dazwischen gibt es nichts. Doch wenn es gelingt, ist ihm nichts mehr von einem langen Schaffensprozess oder einem Suchen nach formalen Lösungen anzumerken: es stimmt in sich. Und was in grösseren Acrylmalereien gelegentlich den Eindruck des nicht ganz Bewältigten oder des zufällig Stehengebliebenen erweckt, ist im Aquarell Teil einer aus dem Augenblick heraus entstandenen Bildfindung, in der das scheinbar Zufällige zum Zugefallenen wird.



«Herbstliches», Aquarell, 25 × 11,5 cm, 1989.